

Altersschicksal - Altersgemeinschaft

Alte Menschen leben heute, wenigstens in den Kulturstaaten, nicht nur länger, sondern zumeist auch leichter und besser als in vergangenen Zeiten. Eine gewiß nicht immer ausreichende Rente sorgt für ihren Lebensunterhalt, sie müssen nicht mehr bis ans Ende ihrer Tage arbeiten, so daß sie, sofern sie keine familiären Pflichten mehr haben, sich wahrhaft im „Ruhestand“ befinden. Zudem bringt ihnen die Zeitung, unter Umständen auch Radio und Fernsehen, sozusagen die Welt ins Haus. Selbst ans Zimmer, ja ans Bett gefesselt, können sie, soweit ihre Sinne noch ihren Dienst tun, am Leben außerhalb ihrer vier Wände teilnehmen. Sind die alten Menschen deshalb glücklicher als unsere Urahnen? Zwei alarmierende Symptome warnen uns, diese Frage uneingeschränkt zu bejahen: Die Zunahme der Geisteskrankheiten und die Selbstmordhäufigkeit im Alter.

So berichtete Professor Hoff auf der Tagung des Österreichischen Städtebundes im Jahr 1959, „daß die Alterspsychosen in einem solchen Maße zugenommen haben, daß sie heute 25 Prozent der Gesamtaufnahmen auf der psychiatrischen Männer- und Frauenstation der Wiener Klinik ausmachen und um 30 Prozent höher liegen, als es nach der statistischen Verteilung der alten Menschen innerhalb der Bevölkerung zu erwarten wäre...“

Und im Bericht der Lebensmüdenfürsorge der Wiener Caritas wird festgestellt: „Das Alter ist wohl jene Zeit, in der die größte Selbstmordgefahr besteht, und die Selbstmordhandlungen der alten Menschen gehen in ihrer überwiegenden Mehrheit tödlich aus.“

Die gegenwärtige Zunahme der Geisteskrankheiten und der Selbstmorde im Alter wird von Ärzten und Psychiatern im wesentlichen auf eine Ursache zurückgeführt: auf das Leiden unter der Einsamkeit; auf das Gefühl der Nutzlosigkeit. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Beobachtung Professor Hoff's in den USA: „Es zeigt sich, daß in den Kleinstädten Amerikas die Alterspsychosen nicht diese starke Zunahme aufweisen. Dort ist der alte Mensch nämlich, zum Unterschied von den großen Städten, für die Instandhaltung seines Hauses verantwortlich. Er nimmt am Leben der Allgemeinheit teil, er gehört zur Gemeinschaft.“

Die Großfamilie, zu der die alten Eltern einmal als wichtiges Glied gehörten, ist auf einen winzigen Familiensumpf eingeschrumpft, der dem Alter zumeist weder

Raum noch Pflege noch Wirkungsmöglichkeit mehr bieten kann, die Familiengemeinschaft, die auch das Alter umhegte, hat sich, wenigstens in den Städten, vielfach völlig aufgelöst. Das Rad der Entwicklung läßt sich indes nicht zurückdrehen, schon deshalb nicht, weil sich mit den Lebensverhältnissen auch die Menschen geändert haben.

„Wünschen Sie, mit Ihren Kindern zusammenzuleben?“

Keine einzige von dreißig befragten alten Frauen schrieb hinter diese Frage ein „Ja“. Nur eine bekannte unschlüssig: „Ja und nein.“ Aber auch keine einzige dieser Frauen beantwortete die Frage: „Leben Sie mit Ihren Kindern in gutem Einvernehmen?“ mit „nein“. Alle erklärten vielmehr, daß sie mit ihren Kindern „gut auskommen“. Rührend stellt eine Siebenundachtzigjährige fest: „Ich liebe meine Enkel und Urenkel. Das wissen sie. Und sie lieben mich.“ Daß die alten Menschen heute mehr als früher das Verlangen haben, „ihr eigenes Leben“ zu führen, ergab auch eine Enquete des Wiener Sozialwissenschaftlichen Institutes: Mehr als die Hälfte der befragten alten Menschen gab an, daß sie (die gegenwärtig noch mit ihren Kindern zusammenlebten) einen „eigenen Haushalt“ vorziehen würden. Eine alte Frau meinte: „Meine Kinder haben einen ganz anderen Lebensstandard. Wenn ich mit ihnen zusammenlebe, fühle ich, daß ich nicht dazu gehöre.“ — Nicht dazu gehöre — das ist es! Der Mensch hat, wenn er es auch nicht immer einbekennt, das Bedürfnis, irgendwohin zu gehören, zu einem Nächsten, einem Du, einer Gemeinschaft. Und der alte Mensch, der durch den Tod des Gatten, das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben, das Flüggeworden der Kinder, durch deren räumliche oder geistige Entfernung seinen gewohnten Kreis verloren hat, braucht neue Kontakte, wenn er nicht leiblich und seelisch verkümmern soll. Öffentliche und private Einrichtungen, Altersheime, Alterssiedlungen, Altersklubs suchen heute, in den modernen Staaten diesen Notstand zu steuern, mehr oder minder zulänglich Funktionen der Familie zu ersetzen.

Ein Tag wie der andere...

Neben den von Jahr zu Jahr zahlreicher werdenden Pensionistenklubs der Gemeinde, den „Klubs für ältere Menschen“ der Volksbildungshäuser gibt es in einem Wiener Bezirk einen von der SOS-Gemeinschaft gegründeten Altersklub, der in diesem Jahr auf eine zehnjährige Wirksamkeit zurückblicken kann. Die Mitglieder (gegenwärtig 46 Frauen und ein (!) Mann) — sie gehören nicht zu den Begüterten — bezahlen die Jause und einen monatlichen Spesenbeitrag, der freilich längst nicht ausreicht, die Unkosten — Miete, Beheizung, Beleuchtung — zu decken, ihnen aber das gute Gefühl gibt, daß sie mitverantwortlich und mitverantwortlich sind für Bestehen und Gedeihen „ihres Klubs“. Die Zusammenkünfte finden im Winter an drei Wochennachmittagen statt, im Sommer seltener.

„Warum kommen Sie in den Klub?“ Auf diese schriftlich gestellte Frage lauteten die Antworten: „Wegen Einsamkeit.“ — „Weil ich dort Zerstreuung habe.“ — „Weil

es eine liebe Abwechslung ist.“ — „Um ein bißchen Freude.“ — „Weil ich sehr gerne unter den Frauen bin.“ — „Wegen der schönen Vorträge hauptsächlich.“ Keine gibt an, daß sie kommt, weil sie daheim unter „Langeweile“ leidet. Und tatsächlich ergibt eine Durchsicht der Resultate einer Klubbefragung über „Zeiteinteilung und Haushaltsführung“, daß diese alten Frauen alle noch „irgendwie“ ihre Zeit ausfüllen, eigentlich keine „leeren“ Stunden haben, wenigstens wochentags nicht.

„Wie ist Ihr Tageslauf? — Wann stehen Sie auf? — Was tun Sie in den Vormittagsstunden? — Wie verbringen Sie den Nachmittag? — Wann gehen Sie schlafen? Die Frauen werden so konkret beantwortet, wie sie gestellt sind. Eine Sechsendachtzigjährige berichtet: „Ich stehe im Winter zwischen acht und halb neun Uhr auf, im Sommer um halb sechs. Erst waschen. Dann frisieren. Dann frühstücken. Dann zusammenräumen. Dann kochen. Nachmittags: etwas lesen und stopfen. Bissel im Park. Um acht Uhr ins Bett.“



„Und wie verbringen Sie den Sonntag?“ Hier klingen die Antworten trauriger. Hier wird fast allgemein über „Leere“, „Öde“, „Alleinsein“ geklagt — verständlicherweise —, da ja der Sonntag der Tag ist, an dem der Verlust des Gatten, der dann daheim war oder mit dem man spazieren ging, am schmerzlichsten empfunden wird. Es drängt sich unwillkürlich die Überlegung auf: Wir arm wären diese alten Menschen, wenn die ganze Woche lang „Feiertag“ wäre, an dem es für sie nichts zu tun gäbe, keine Gelegenheit und keine Nötigung zur Arbeit. Wie viele Altersheime und oft gerade private, besonders kostspielige, versagen in dieser Beziehung, indem der alte Mann und die alte Frau hier nur noch „Betreuungsobjekte“ sind, nichts mehr zu tun haben, als auf das Essen und auf den Tod zu warten.

„Ich kann noch!“

„Ich kann schon“, sagt selig das kleine Kind, das der Mutter helfen darf. „Ich helfe auch noch“, strahlt die

Klubälteste und trägt resolut ihre Teeschale in die Küche. „Ich lege die Löffel auf die Teller, das ist mein Geschäft“, erklärt eine andere alte Dame, der auch nicht mehr viel auf die Neunzig fehlt. „Die Liederbücher sammle ich ein.“ — „Für das Zeichenmaterial bin ich verantwortlich.“ Wohl gemerkt: Es geht hier nicht um „Ämter“, um „Funktionen“. Es geht darum, daß die Kräfte, über die der alte Mensch noch verfügt, die körperlichen wie die geistig-seelischen, nur durch Ansprache, Aufforderung, die Stellung von Aufgaben erhalten, ja bis zu einem gewissen Grade noch entfaltet werden können.

„Haben wir schon ein Programm?“ so wird bei jeder ersten Zusammenkunft im Monat die Klubleiterin gefragt. Es sei hier nicht das Problem erörtert, wie schwierig es ist, für einen Kreis von Frauen, wo die älteste fast neunzig, die jüngste knapp sechzig Jahre alt ist, die eine fast nicht mehr hört, die andere fast nicht mehr sieht, die eine etliche Bildung und Wissen besitzt, die andere geistig Brachland ist, ein „Programm“ zu machen, das keine ganz leer ausgehen läßt, jeder etwas gibt. Es sei nur gesagt, daß alle diese „Alten“, waren sie nun früher „nur“ Hausfrauen und Mütter, halfen sie dem Mann in Werkstatt oder Geschäft, standen sie in der Fabrik oder saßen sie im Büro, bevor sie in den „Ruhestand“ traten, wenig oder gar keine Zeit für sich selber hatten. Und handelt es sich nun um ein einfaches Brett- oder ein kindliches Gesellschaftsspiel, um eine Vorlesung, die Vorführung eines Reisefilms oder um einen Vortrag über die Vergangenheit oder Zeitfragen — immer wieder kann man die Bemerkung hören: „Für so etwas hatten wir früher keine Zeit. Wir müssen jetzt nachholen.“ Sitzt da eine weißhaarige Achtzigjährige, die ihr Leben lang in der Landwirtschaft hart gearbeitet hat, sechs Kinder großzog und alle was Tüchtiges lernen ließ. Man sieht ihren lebendigen Augen an, wie angestrengt sie bemüht ist, sich trotz ihrer Schwerhörigkeit kein Wort des Vortrages entgehen zu lassen. Ob sie alles aufnimmt, was die Referentin, temperamentvoll ihre eigene Begeisterung mitteilend, da von „Menschen, welche die Welt verändern“ berichtet? Nun, im Altersklub soll ja nicht Schulwissen vermittelt, sondern ein Fenster zur Welt aufgerissen werden, so daß frische Luft und Sonne eindringen können in Köpfe und Herzen, die durch die Beschwerden des Alters und den Kleinkram des Alltags zu verkümmern und zu veröden drohen. Dazu bedarf es freilich solcher Menschen, die neben Wissen auch Verständnis und Liebe für das Alter mitbringen. Der Altersklub der SOS-Gemeinschaft hat an solchen freiwilligen „Altersbildnern“ keinen Mangel.

Talente erweckt — Talente entdeckt

„Wir waren neun Kinder. Sorgenlose Kindheit. Dafür sehr strenge Mutter. Noch ganz alter Schlag. Keine Widerrede! Sonst kracht's...“ So beginnt eine fünfundachtzigjährige Frau ihre Lebensgeschichte; sie fährt dann fort: „Es kam die Lehrzeit: Weißnähen. Und es kam der Theaterfimmel. Durfte nur Nachmittagsvorstellungen besuchen, 20 Kreuzer, vierte Galerie. Adele Sandrock war mein Faible. Wenn ich allein zu Hause war, wurde Adele imitiert. Wollte in Dilettantenverein eintreten. Mutter



eine — es war die ältere und kränkere, erklärte entschieden: „Nein, zwanzig möchte ich nicht wieder sein. Denn mit den Annehmlichkeiten muß man ja auch die unangenehmen Dinge mit in Kauf nehmen. Und davon bleiben einem im Alter viele erspart. Außerdem geht es mir jetzt recht gut, bekomme ohne Plage mein Geld ins Haus und werde lieber hundert Jahre als nochmals 20.“

Die andere Frau gibt zuerst eine ziemlich düstere Schilderung der schweren Kriegs- und Nachkriegszeiten, in denen sie sich in der Kälte, ohne warme Schuhe und Wintermantel, stundenlang um ein paar Erdäpfel anstellen mußte, und schließt dann: „Aber ich war nicht unglücklich damals, und ich möchte noch einmal 20 Jahre sein. Mein Leben war frei von großen Sorgen damals. Die kamen erst in meinem Alter. Es klingt ein Lied mir immerdar: O wie liegt alles so weit von mir, was einst mein eigen war.“

Eben solche mehr rückwärts-gewandte Naturen sind es, die am meisten und so bald als möglich neuer Kontakte, neuer Aufgaben be-

dürfen. Ist doch der Verlust durch den Tod des Gatten oder das Aufgeben der gewohnten Beschäftigung der kritische Punkt, wo sich der Weg in die Neurose, die Depression, mit dem Weg in ein neues Leben kreuzt.

„Wer kümmert sich um Sie?“

„Wenn Sie krank sind, wer kümmert sich dann um Sie?“ — „Eine Nachbarin.“ — „Meine Tochter.“ — „Eine Freundin.“ schrieben etliche und viele: „Niemand.“ Eine schrieb: „Auf gut Glück.“ Befragt, was sie damit meine, erklärte sie, „daß vielleicht zufällig eine vom Klub nach mir schaut“. Seitdem sucht man den Zufall zu korrigieren, indem, wenn eine länger fernbleibt, eine Klubfreundin nach ihr „schaut“. Freilich, regelmäßige Pflege und Betreuung kann das Alter dem Alter nicht gewährleisten. Aber auch ein gelegentlicher Besuch daheim oder im Spital wirkt beruhigend.

*

Wieder einmal hat man eine vom Klub zu Grabe getragen. Man sitzt in dem kleinen Gasthaus beim Zentralfriedhof beisammen, erst ein wenig gedrückt, allmählich gelöster. Eine bemerkt: „Ich werde in meinem Testament dem Klub 100 Schilling vermachen, damit ihr euch bei meinem Begräbnis Würstel und Bier kaufen könnt!“

Man lächle nicht: Für so manche, die keinen Menschen mehr auf der Welt hat, ist es ein tröstlicher Gedanke, daß bei ihrem Begräbnis einmal nicht nur die Hausbesorgerin und eine Nachbarin hinter ihrem Sarg gehen werden, sondern auch viele Gefährtinnen vom Altersklub. Menschen sind so! Und schon allein deshalb haben Versuche, solche Altersgemeinschaften zu schaffen, einen Sinn.

tes „Republik“, hingeschrieben: „Ich bin zufrieden, weil ich die Rente habe.“ — „Dankbar bin ich, daß ich eine Rente bekomme.“ Oder: „Ich bin für die Republik, weil es mir da gut geht“ — „weil wir Alten da ein besseres Leben haben.“ Eine schrieb: „Ich bin für die Republik, weil da Freiheit ist, und ich muß für uns Alte viel Dank sagen.“ Jemand stellte naiv fest: „In der Republik gibt es Redefreiheit und sorgloses Alter. In der Monarchie ist es allen gut gegangen.“ Und eine andere fand: „In der Kaiserzeit ist es nicht immer rosig gewesen. Besonders die Arbeiter und die Armen hatten es schlechter als jetzt. Aber es gab nicht soviel politische Streitigkeiten und überhaupt mehr Verträglichkeit unter den Menschen.“

Am Rande sei hier nur vermerkt, daß in diesem Klub sowenig nach der Parteizugehörigkeit wie nach der Konfession gefragt wird und daß hier alte Frauen, denen man im allgemeinen Unverträglichkeit nachsagt, sich, wenn sie auch verschiedenen Anschauungen anhängen, gegenseitig achten und tolerieren. Wenn schon einmal eine Zwistigkeit vorkommt, was sehr selten der Fall ist, so ist sie meist darauf zurückzuführen, daß eine sich von der anderen beleidigt, „gekränkt“ fühlt. Überempfindlichkeit und Neigung zu Verfolgungsideen sind Alterseigenheiten, die aus keiner Altersgemeinschaft zu bannen sind, die aber andererseits gerade hier am ehesten am Überwuchern gehindert werden, während sie in der Isolierung, im nur „Fürsichleben“, leichter zu Geisteskrankheiten ausarten können.

„Möchten Sie noch einmal 20 Jahre alt sein?“

Nur zwei Frauen entschlossen sich, diese, den meisten wohl zu töricht erscheinende Frage, zu beantworten. Die